

Eine Missionsreise in alter Zeit.

Da schickt z. B. jemand ein neues Kleidchen nach Afrika. Die Missionschwester beschenkt damit zum heiligen Christfest ein armes Heidenkind. O, wie freut sich das Kleine über das neue seltene Röckchen! Und siehe, nun faltet es auf den Mat der Schwester hin die schwarzbraunen Händchen und betet für den edlen Wohltäter oder die mildherzige Spenderin, die ihm übers weite Weltmeer so ein hübsches Kleidchen schickte. O so ein Gebet ist der Erhöhung sicher, und gewiß wird am großen Gerichtstag der Herr zu einer solchen Seele sprechen: „Ich war nackt, und du hast mich bekleidet!“ (Matth. 25, 36.)

Andere schicken Geld. Der Missionär kauft damit für seine schwarzen, stets hungrigen Wollköpfe Brot und deckt ihnen den Tisch. Alle entwickeln einen recht gesunden Appetit und lassen sich die vorgelegten Speisen trefflich munden. Zum Schlusse aber erheben sie sich auf das Zeichen des Missionärs, stellen sich in Reih' und Glied und beten in einem längeren Tischgebet auch für die fernern Wohltäter, die ihrem „Baba“ das Geld für die treffliche Mahlzeit geschickt. Und auch zu diesen wird der Herr am Gerichtstage sagen: „Kommet ihr Gejegneten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Zeiten her; denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt.“ (Matth. 25, 35.)

Vor einigen Jahren wurde nach Mariahilf, einer unserer Missionsstationen, ein alter, doch frisch gefaßter und ziemlich reich vergoldeter Tabernakel geschickt. Als nun am nächsten Sonntag die Neubefehrten desselben ansichtig wurden, waren sie einfach sprachlos vor Erstaunen. Lange, lange starrten sie den ungewohnten Schmuck ihres armen Missionskirchleins an. Dann aber begannen sie mit ihrem P. Missionär, der mitten unter ihnen kniete und ihnen schon gesagt hatte, woher das neue Geschenk wäre, den heiligen Rosenkranz für den hochherzigen Wohltäter zu beten und zwar so frisch und kräftig, so aus dem innersten Herzen heraus, daß dem guten Vater unwillkürlich die Tränen in die Augen traten. Gewiß hat auch dieses Gebet seine Wirkung gehabt, denn das Gebet der Demütigen durchdringt die Wolken. (Sirach 35, 21.)

Doch in unserer Mission wird, wie oben angedeutet, nicht nur von einzelnen oder nur ausnahmsweise für die Wohltäter gebetet, sondern von allen und zwar Tag für Tag, zumal von den vielen Hunderten unserer schwarzen Schulkinder. Und zu diesen Gebeten unserer Befehrten kommen noch die ungezählten pflichtmäßigen und freiwilligen Arbeiten, Leiden, Opfer und Gebete einer Ordensgemeinde von mehr als 300 Mitgliedern, von den vielen heiligen Messen und gemeinsamen Kommunionen gar nicht zu reden.

Sollte nun die Aussicht auf so viele und große geistige Vorteile nicht jeden unserer geehrten Leser ermuntern, persönlich dem Mariannahiller Meß- und Gebetsbund mit Freuden beizutreten und auch in Freundeskreisen neue Mitglieder hierfür zu werben? Oder was könnte man einem verstorbenen Angehörigen, der uns bei Lebzeiten so lieb und teuer gewesen, besseres tun, als ihn in einen Bund einschreiben zu lassen, in dem so viel für die armen Seelen gebetet und geopfert wird?

Eine Missionsreise in alter Zeit.

Die moderne Technik mit ihren staunenswerten Fortschritten kommt auch dem Missionswerke zugute. In kurzer Zeit durchheilen die riesigen Dampfer die Welt-

meere und nur verhältnismäßig selten hört man von bedeutenden Unglücksfällen zur See. Die Patres, Brüder und Schwestern, die nach Mariannahill oder von dort nach Europa fahren, wissen von keinem einzigen nennenswerten Unfall zu berichten, oder wenn zeitweilig eine Gefahr drohte, so wurde sie doch schnellstens wieder abgewendet.

Anders vor wenigen Jahrhunderten. Da war so ein Segler nach Südafrika nicht wie die jetzigen Dampfer bloß 3—4 Wochen, sondern viele Monate auf dem Weg, lag bei Windstille oft wochenlang auf hoher See oder wurde, eine wehrlose Beute orkanartiger Stürme, an ferne, unwirtliche Küstengestade verschlagen. Wehe den armen Passagieren! Was hatten die Bedauernswerten alles zu leiden, und wieviele von ihnen mußten auf die traurigste Weise das Leben lassen! —

Einen interessanten Einblick in die damaligen Verhältnisse bietet uns der Reisebericht des spanischen Jesuiten Petro Martinez, der im Jahre 1585 mit mehreren seiner Ordensgenossen eine Seefahrt nach Südafrika machte. Er schreibt:

„Im April 1585 schiffte ich mich mit sieben andern Missionären der Gesellschaft Jesu und zwei Dominikanern in Lissabon ein. Wir benützten ein großes Kaufschiff, und unser Reiseziel war So-fa-la an der Ostküste Südafrikas. Leider war uns das Glück nicht günstig. Schon in den ersten Tagen erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß das Schiff Mast und Segel verlor und nur mit Mühe auf der Insel St. Jago am grünen Vorgebirge landen konnte, um da notdürftig den Schaden auszubessern. Unter fortwährend ungünstigem Wetter und unter unsäglichem Mühen erreichten wir später das Kap der guten Hoffnung.“

Erst auf der Höhe der Insel Madagaskar zeigte sich uns das Wetter günstig. Ein frischer kräftiger Wind schwellte die Segel und wir hofften mit dessen Hilfe in Bälde einen sicheren Hafen zu erreichen. Wir befanden uns schon vier Monate auf der Fahrt, und alles sehnte sich darnach, bald ans Land zu kommen. So nahte der Abend des 20. August, an welchem Tage die Kirche das Fest des heiligen Bernardus feiert. Wir hatten uns kaum zur Ruhe begeben, als plötzlich unser Schiff mit vollen Segeln auf ein verstecktes Felsenriff aufstieg. Der Anprall war so gewaltig, daß sich sofort der halbe Schiffsboden spaltete, und das Wasser allenthalben mit großem Getöse eindrang. —

Man denke sich unsern Schrecken! Es war Nacht, ein dichter Nebel bedeckte die ganze Gegend und ließ uns nur soviel erkennen, daß wir mitten im Meere auf einem nackten Felsenriff saßen. Die Flut peitschte unser leeres gewordenes Fahrzeug und warf es wiederholt mit solcher Gewalt an das harte Gestein, daß es allmählich in Trümmer ging. Die meisten Passagiere krochen, da sich in der Dunkelheit kein Ausweg zeigte, jammernd und weinend im Schiffsraum umher und suchten in Todesangsten irgend einen Gegenstand zu erfassen, an dem sie sich anhalten konnten. Wir Priester riefen ihnen zu, sich der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen, ihre Sünden zu bereuen und Trost und Hilfe im Gebete zu suchen. Da wir nicht jedem einzelnen beikommen konnten, um seine Beichte zu hören, offenbarten viele laut ihre geheimsten Sünden und baten um die Absolution. Andere machten Gelübde und versprachen dies und das, falls sie mit dem Leben davontämen.

In diesem Jammer fand uns der anbrechende Tag. Leider diente er nur dazu, uns den Umfang unseres Elendes im vollen Maße erkennen zu lassen. Soweit

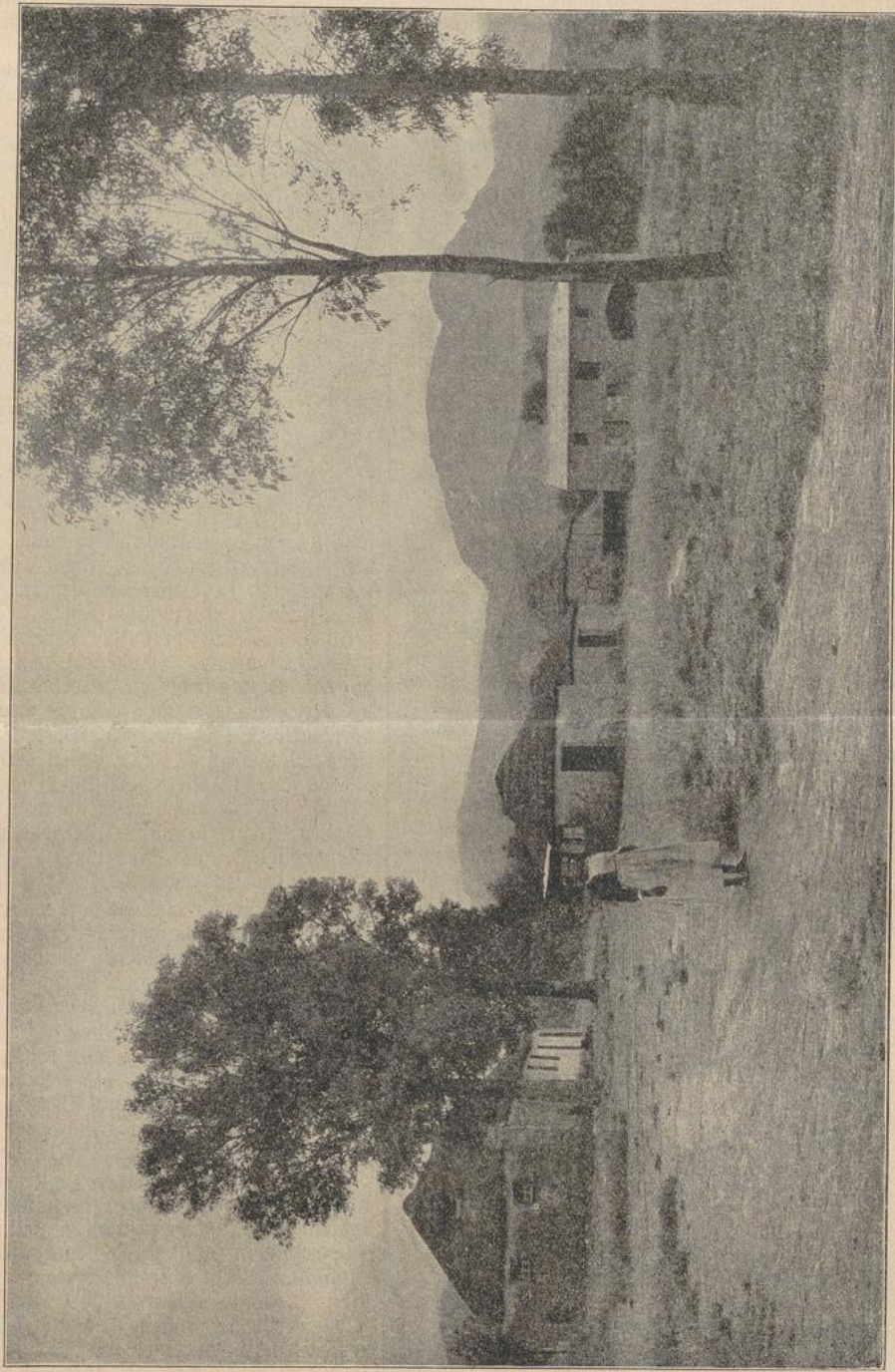
das Auge nur reichte, sahen wir nichts als Himmel und Wasser und die zwischen den Schiffstrümmern umher schwimmende kostbare Ladung. Doch niemand achtete jetzt darauf. Da erkannte ich so recht, wie leer und nichtig doch alle irdischen Reichtümer sind. Was nützen sie dem Menschen in solcher Not? Und doch hängt er in gesunden Tagen sein ganzes Herz daran.

Wir waren anfangs, da inzwischen die Ebbe eingetreten war, auf die höchste Felsenspitze emporgeklettert, allein das nützte uns wenig, denn wir wußten, bei der Flut würde sie wieder unter Wasser gesetzt. Was tun?

Der natürliche Drang, sein Leben zu retten, rührte sich in allen ganz gewaltig. Einige setzten sich daher auf die zerbrochenen Masten und schwammen auf gut Glück dahin; andere fügten Planken des gescheiterten Schiffes zusammen und nahmen ihre Richtung nach der Gegend, wo sie Land vermuteten. Wieder andere banden sich an größere Schiffstrümmern und überließen ihre Rettung dem Zufall. Wir haben aber von diesen Verwegenen nie mehr eine Silbe gehört. Wahrscheinlich sind sie elendiglich ertrunken, oder kamen von Hunger und Durst um, oder wurden die Beute der großen, gefräßigen Fische, die jene Gegend unsicher machen. Andere benahmen sich klüger und weniger übereilt und entrannten so wenigstens teilweise dem Verderben.

Der Kapitän wollte vor allem die Beschaffenheit der Klippe untersuchen, an der das Schiff hing. Er bestieg daher mit 18 seiner Matrosen das einzige noch vor-

handene, aber ebenfalls stark beschädigte Boot und fuhr rings um die Klippe herum. Das Resultat war kein günstiges, und so beschloß er mit Zustimmung der übrigen Passagiere, nach der etwa 60 Meilen entfernten



Missionstation Mariages in der Kapkolonie.
(Links Marienhaus, rechts Stallungen, in der Mitte Palutobohnungen. Eufalptusäume und Bläthwatt, im Hintergrund die Drakensberge.)

portugiesischen Niederlassung Sofala zu steuern, um von dort Hilfe zu requirieren. Das Unternehmen war mit großen Schwierigkeiten verbunden, den es fehlten für eine solche Fahrt die nötigen Gerätschaften und Lebensmittel. Doch in der Not klammert sich der Mensch an einen Strohalm an. Ein Ruder wurde als Mast auf-

gerichtet und an zwei Degon, die man daran befestigte, ein Bettuch, in das sich einer der Matrosen eingehüllt hatte, als Segel aufgehängt. Als Laxe mußten die im Boote befindlichen Fischgeräte dienen. Nach solcher Vorbereitung empfahl man sich dem Schutze der allerjüngsten Jungfrau und fuhr getrost auf die hohe See hinaus. Am folgenden Tag war das Meer so bewegt, sodaß die hochgehenden Wogen das kleine Fahrzeug böß hin- und herwarfen; ein paarmal kam es auch durch ungeheure Walfische in Gefahr, und in der Folge setzte den Passagieren der Hunger zu, denn die tägliche Nahrung war auf zwei Stückchen eingemachter Quitten und auf einige Tropfen mit Seewasser vermischten Wein festgesetzt worden.

Am vierten Tage kam man ans Festland. Da man aber diesen Teil der Küste nicht kannte, segelte man weitere vier Tage an derselben hin, um einen Fluß aufzufinden. Zuletzt lief man, um einen nahenden Sturm auszuweichen, an einer günstig scheinenden Stelle an. Sie lag, wie man später erfuhr, zwischen Trilinda und Quilimane. Während nun die Mannschaft sich weiter vom Strande entfernte, um Trinkwasser aufzufuchen — denn alle wurden von glühendem Durste gequält — erblickten die zur Bewachung des Bootes zurückgebliebenen Matrosen einen Kaffer, der fortwährend freudig in die Hände klatschte, was diese als Zeichen friedlicher Gesinnung deuteten. Tatsächlich warf er ihnen auch einige Fische zu, als sie ihm durch Zeichen bedeuteten, daß sie hungrig seien.

Kurz darauf erschienen gegen 200 Wilde desselben Stammes. Inzwischen waren auch die übrigen Matrosen mit frischem Quellwasser zurückgekommen; als aber die Schwarzen merkten, daß sie den Weißen an Zahl weit überlegen seien, fielen sie über dieselben her, rissen ihnen die Kleider vom Leib und bemächtigten sich aller im Boote befindlichen Waffen und Geräte, die sie von ihren Weibern in Körben hinwegtragen ließen. So vollständig ausgeraubt und ausgeplündert, wanderten die Nermsten in der glühenden afrikanischen Sonnenhitze drei Meilen weit, bis sie endlich am Flusse Quilimane auf die portugiesische Niederlassung Sena stießen. Hier gab man den halb Verschwächten Speise und Trank, und ein den Portugiesen befreundeter muhammedanischer Kaufmann verfaß sie mit der nötigsten Kleidung. Später ließ er sie auf zwei ihm gehörenden Fahrzeugen nach dem portugiesischen Fort Quabo bringen. Hier wollten wir sie verlassen, um zu unseren Schiffbrüchigen auf der Klippe zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit 3 Bildern Seite 31 und 32.)

(Fortsetzung.)

Wir brachen schon um vier Uhr morgens von „St. Peter“ auf und beeilten uns so gut wir konnten, dennoch veräumten wir in Mombo den Zug und mußten nun ein zweites Mal in diesem Fieberneste volle 24 Stunden warten. Am folgenden Tag ging es dann mit der Bahn nach Mlingana, unweit Tanga, wo ebenfalls einige unserer Schwestern ewige Gelübde ablegten.

Möchte hier noch bemerken, daß man sich schon damals mit dem Gedanken trug, unsere Schwestern von „St. Peter“ nach Mhonda zu versetzen. Die dortige Mission wurde sehr gerühmt; sie ist 600 Meier überm Meerespiegel gelegen, stark bevölkert und zählte in

wenigen Jahren nach Eröffnung der Missionstätigkeit schon viele Christen. Allerdings ist dort auch die protestantische Mission stark vertreten und macht der katholischen scharfe Konkurrenz; auch sind in weitem Umkreise viele schwarze Lehrer angestellt, die ihrem Missionar alle acht bis vierzehn Tage Bericht erstatten. Unsere Schwestern sollten nun in Mhonda die Erziehung der schwarzen Mädchen übernehmen, sollten vormittags Schule halten und nachmittags die auswärtigen Kranken in ihren oft weit entfernten Hütten besuchen. Selbstverständlich haben sie den Mädchen auch die nötige Anleitung in allen Garten-, Feld- und Hausarbeiten zu geben. Maschinen gibt es in jener abgelegenen Gegend noch wenige, fast alles muß mit der Hand getan werden. Leider läßt das Klima zu wünschen übrig; es gibt dort genug Fieberkranke, und auch unsere Schwestern sind von der Malaria nicht verschont geblieben.

Als ich am 16. Februar wieder nach Tanga zurückkam, hoffte ich dort Schwester Alexandra zu treffen, allein sie lag noch immer krank in Neuföln. Warten konnte ich nicht länger, denn das Schiff fuhr schon am 18. nach Mombassa ab; so nahm ich denn Schwester Clementine als Reisebegleiterin nach dem Kilimandscharo mit.

Mombassa, wo wir am 19. Februar landeten, steht jetzt unter englischer Regierung, wurde aber seinerzeit von den Portugiesen erbaut und besetzt und erinnerte mich in vielen Stücken an Mozambique, das heute noch den Portugiesen gehört. Die Stadt ist schön gelegen, hat einen prächtigen neuen Hafen und wundervolle Parkanlagen. Wohl auf dem schönsten Platz der ganzen Stadt steht die Procuratur der Väter vom hl. Geist, wo jedermann gastliche Aufnahme findet, der dort anklopft. Gar sehr bewunderte ich daselbst die prächtigen Mangobäume. Wir haben deren in Mariannhill allerdings auch; allein dort sind es verhältnismäßig kleine Bäume mit Früchten etwa so groß wie ein Entenei. Hier in Mombassa aber sah ich eine Menge riesengroßer Mangobäume, und die einzelne Frucht erreichte die Größe eines Straußeneies.

Wir mußten vier Tage dort warten, denn einerseits galt es, verschiedene Einkäufe für die weite Reise durch die öde, wasserarme Steppe zu machen, und anderseits war der hochwürdigste Herr Bischof Emil Algeyer erkrankt worden, Leute zur letzten Bahnstation zu senden, um von dort uns und unser Gepäck abzuholen. Am 21. war endlich alles bereit, und wir fuhren zunächst auf der großen englischen Bahn, die mehrere hundert Stunden von der Küste des Indischen Ozeans bis zu den großen Binnenseen führt, nach Voi. Hier hieß es aussteigen und mit einem primitiven Behikel vorlieb nehmen.

Wir fanden ein kleines, mit einem einzigen Esel bespanntes Wägelchen vor, luden unser Gepäck auf und fuhren dann in Gottes Namen in die weite, wasserlose Steppe hinein. Unserm Reiseprogramm gemäß sollte die katholische Missionsstation Bura noch am selben Tag erreicht werden, allein es wurde stodfinstere Nacht, und wir waren noch immer eine gute Strecke weit davon entfernt. Zuletzt zogen wir es unserer gänzlichen Erschöpfung wegen vor, in einer der Mission gehörenden Lehmhütte zu übernachten, mußten aber dabei das harte Lager auf dem nackten Boden mit in den Kauf nehmen. Unsere drei schwarzen Fuhrleute dagegen blieben wach und unterhielten die ganze Nacht ein Feuer, um gefährliches Raubzeug, namentlich die dort so häufigen Löwen, in respektabler Ferne zu halten.